

(Nachdruck verboten.)

29]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexø.

Eine flaue Zeit war es, und als es gerade am allerflauesten war, ging Schuster Bohn hin und etablierte sich mit einem Laden am Marktplatz. Er war ein Jahr drüben gewesen und hatte modernen Gumbug gelernt, es standen nur ein Paar Stiefel im Ladenfenster, und das waren seine eigenen Sonntagsstiefel. Jeden Montag wurden sie aufgebügelt und wieder hinausgestellt, damit es doch nach was aussehen sollte. Wenn er selbst im Laden war und mit den Leuten redete, sah seine Frau in der Stube dahinter und klopfte auf einen Stiefel, damit es so klingen sollte, als habe er Mannschafft in der Werkstatt.

Aber um Fastnacht bekam Zeppe Arbeit. Meister Andres kam eines Tages ganz ausgeräumt aus Bierhanjens Keller nach Hause, er hatte die Bekanntschaft einiger Schauspieler von einer eben angekommenen Truppe gemacht. „Das waren Leute, ja!“ sagte er und sah sich an die Wangen. „Sie reisen beständig von einem Ort zum andern und treten auf, die bekommen die Welt zu sehen!“ Er konnte nicht ruhig sitzen.

Am nächsten Vormittag kamen sie lärmend und füllten die Werkstatt mit ohrenbetäubendem Gewirr. „Sohlen und Hinterfleden!“ „Hinterfleden, die sich nicht ablösen!“ „Ein bißchen Hackwerk und zwei auf die Schnauze!“ So fuhren sie fort, sie holten Schuhzeug in großen Mengen unter dem Mantel hervor oder holten es aus grundlosen Taschen heraus und warfen es in Haufen auf den Fenstertritt, ein jeder mit feiner ulkigen Bemerkung. Schuhzeug nannten sie „Unterthanen“, sie drehten und wendeten jedes Wort und ließen es wie einen Ball von Mund zu Munde fliegen, bis kein Körnchen Vernunft mehr darin war.

Die Lehrlinge vergaßen alles und konnten sich kaum halten vor Lachen, der junge Meister sprühte vor Witz, er nahm es mit ihnen allen auf. Jetzt sah man, daß es keine Prahlerei und keine Lügen waren mit dem Glück, das er bei den Damen hatte. Die junge Schauspielerin mit dem Haar wie der hellste Flachs, verwandte kein Auge von ihm, obwohl sie offenbar alle die andern am Gängelbände führte; sie machte den Gefährten Zeichen zu, daß sie den großen, prächtigen Schnurrbart des Meisters sehen sollten. Der Meister hatte sein krankes Bein vergessen und den Stock weggeworfen, er lag auf den Knien und nahm ihr Maß zu hohen Stiefeln mit Lackstulpen und Harmonikafalten an den Schäften. Sie hatte ein Loch im Haken ihres Strumpfes, aber darüber lachte sie; einer von den Schauspielern sagte: „Spiegeleil!“ und dann lachten sie stürmisch.

Der alte Zeppe kam herausgestürzt, von der Lustigkeit herbeigerufen. Die Blonde nannte ihn Großvater und wollte mit ihm tanzen und Zeppe vergaß die Würde und lachte mit. „Ja, zu uns kommen sie, wenn sie was haben wollen, was taugt,“ sagte er stolz. „Ich hab' auch in Kopenhagen gelernt und bin mit Schuhzeug zu mehr als einem Komödianten gelaufen. Wir hatten für das ganze Theater zu arbeiten; Jungfer Pätges, die später so in die Höhe kam, kriegte ihre ersten Tanzschuhe von uns.“

„Ja, das waren Menschen!“ sagte Meister Andres, als sie von dannen brausten, „zum Teufel doch noch mal Menschen.“ Zeppe konnte gar nicht begreifen, wie sie ihren Weg hierher gefunden hatten, und Meister Andres klärte ihn nicht darüber auf, daß er im Wirtshaus gewesen war. „Ob Jungfer Pätges sie an mich verwiesen haben sollte?“ sagte er und starrte in die Ferne. „Sie muß mich dann auf irgendeine Weise im Auge behalten haben.“

Freibilletts strömten herbei, der junge Meister war jeden Abend im Theater. Pelle bekam jedesmal, wenn er ein Paar Stiefel ablieferte, ein Galleriebillet. Er sollte nichts sagen, aber der Preis stand deutlich mit Kreide unter der Sohle. „Gast Du Geld bekommen?“ fragte der Meister gespannt, er stand die ganze Zeit auf den Treppentritten und wartete. Nein, Pelle sollte vielmals grüßen und sagen, sie kämen selbst

und machten das ab. „Na ja, die Art Leute sind gut genug,“ sagte der Meister.

Eines Tages mitten in alledem kam Lasse in die Werkstatt gestapft, ganz wie ein Großhauer, den Pelztragen über die Ohren gezogen. Er hielt draußen mit einem Sack Kartoffeln; das war ein Geschenk an Meisters, weil der Junge seine Sache so gut lernte. Pelle bekam frei und fuhr mit dem Vater, alle Augenblicke schielte er nach dem Pelztragen hinüber. Endlich konnte er nicht länger an sich halten, sondern hob ihn untersuchend in die Höhe. Enttäuscht ließ er ihn wieder fallen.

„Ach so, der — hm ja, der is bloß an den Fahrmantel angehaft! Es sieht ja immer nach was aus, und er wärmt die Ohren gut. Du glaubtest also, ich käm' in einem richtigen Pelz angestiegen? Ne, dazu reicht es noch nich, aber das kommt schon! Und ich kann Dir mehr als einen Großbauer nennen, der auch nichts weiter hat als dies.“

Ja, ja, ein wenig enttäuscht war Pelle doch. Aber er mußte zugeben, daß kein Unterschied zu sehen war, zwischen diesem Mantel hier und einem richtigen Wärenpelz. „Geht es sonst gut?“ fragte er.

„Ach ja, nu zurzeit klopf ich Steine. Ich muß zwanzig Klaster klopfen, wenn ich an Teufels Geburtstag (11. Dezember, Abrechnungstag) jeden bezahlen will, was ihm zukommt. Wenn wir man bloß unsere Kräfte und unsere Gesundheit behalten, Karna und ich —“

Sie fuhren zum Kaufmann und stellten die Pferde ein. Pelle fand, daß die Leute beim Kaufmann nicht so eifrig vor Lasse sprangen wie vor den richtigen Bauern; aber Lasse selbst trat ganz großmächtig auf. Er stapfte geradenwegs in das Kontor des Kaufmanns hinein, ganz so wie die andern, stopfte seine Pfeife aus der Tonne und schenkte sich einen Schnaps ein. Ein frischer Luftzug lag über ihm, während er so mit aufgeklopftem Mantel zum Wagen und wieder zurückging; er trat so fest auf die Pflastersteine auf, als habe er auch Hartkorn in den Stiefelsohlen.

Dann gingen sie zu Dues hinaus, Lasse war neugierig zu sehen, wie es dort ging. „Es is ja nich so leicht, wenn der eine Teil gleich mit einer Zugabe zu der Liebe ankommt.“

Pelle setzte ihm auseinander, wie die Sachen standen. „Sag doch an Kalles, daß sie die kleine Marie wieder zu sich nehmen. Anna mißhandelt sie. Sie sind sonst gut vorwärts gekommen. Nu woll'n sie sich Pferde und Wagen kaufen und selbst ein Fuhrmannsgeschäft anfangen.“

„Das is sie woll? Ja, der kommt leicht zu was, der kein Herz hat.“ Lasse seufzte.

„Du Vater,“ sagte Pelle plötzlich, „hier ist jetzt Theater und ich kenne alle Schauspieler. Ich bring ihnen ihr Schuhzeug und sie schenken mir jeden Abend ein Billett. Ich hab' das Ganze gesehen, Du!“

„Das sind doch woll Lügen?“ Lasse mußte stehen bleiben, um den Ausdruck des Zungen zu erforschen. „Also Du bist im richtigen Theater gewesen, Du? Ja, wer in der Stadt wohnt, der kann sich beim Teufel dafür bedanken, wenn er klüger is als ein Bauer, hier kann man ja alles haben!“

„Willst Du heute abend mit? Ich kann uns Billetts verschaffen.“ Lasse fraute sich, an Lust fehlte es ihm nicht — aber dies war ja etwas ganz Ungewöhnliches. Es wurde so geordnet, daß er die Nacht bei Dues schlafen sollte, und am Abend gingen die beiden ins Theater. „Is es hier?“ fragte Lasse erstaunt, als sie an einen großen Speicher kamen, vor dem viele Leute standen. Aber inwendig war es fein, sie sahen ganz oben, hinten, wie an einem Hügelrand und sahen auf das Ganze hinab. Tief unten, nach vorne zu, sahen einige Damen, die nackt waren, soweit Lasse sehen konnte. „Das sind woll die Auftretenden?“ fragte er.

Pelle lachte: „Ne, das sind ja die feinsten Damen in der Stadt, die Doktorfrau und die Bürgermeisterin und die Frau von Herrn Inspektor und solche Art.“

„Ach, und die sind so fein, daß sie nich mal Zeug anzuziehen haben!“ rief Lasse aus, „das nennen wir bei uns Armut. Aber wo sind denn die, die spielen?“

„Die sitzen da hinter dem Vorhang.“

„Hat es denn schon angefangen?“

„Ne, das kannst Du doch sehen, der Vorhang muß doch erst aufgehen.“

Es war ein Loch im Vorhang, ein Finger kam heraus und fing an, sich nach den Zuschauern zu rund herum zu drehen; Lasse lachte. „Verteufelte Komödie!“ sagte er und schlug sich auf die Schenkel, als es sich wiederholte.

„Es hat noch gar nicht angefangen,“ sagte Belle nur.

„Na ja,“ da dämpfte Lasse seine Laune wieder.

Aber dann fing der Kronleuchter plötzlich an, in das große Loch der Decke hinaufzulaufen; da oben lagen ein paar Jungen auf den Knien und bliesen die Lampen aus. Und der Vorhang ging auf, und da war ein großer heller Saal, in dem sich viele schöne junge Mädchen in den wunderbarsten Kostümen bewegten, und sie sprachen! Lasse war ganz erstaunt, daß er verstehen konnte, was sie sagten, so sonderbar fremd sah das Ganze aus; es war ja wie ein Hineingucken in das Traumland. Aber ganz für sich sah da eine und spann, und das war die Schönste von ihnen allen.

„Das ist wohl eine sehr feine Dame?“ meinte Lasse.

Aber Belle flüsterte, es sei nur ein armes Waldmädchen, das der Schlossherr geraubt habe und nun zwingen wolle, seine Geliebte zu werden. Nun, alle die andern machten schrecklich viel aus ihr, kämten ihr goldenes Haar und lagen vor ihr auf den Knien; aber sie sah nur unglücklich aus. Und manchmal wurde es ihr so traurig, dann öffnete sie die schönen Lippen und ließ ihre Herzenswunde in einem Gesang verbluten, der Lasse so ergriff, daß er tief Atem schöpfen mußte.

Da kam ein großer Mann mit mächtig rotem Bart hineingestampft, Lasse fand, er sei so gekleidet wie jemand, der geradenwegs vom Faschnachtsritt kommt.

„Das ist der, der die feinen Stiefel bei uns hat machen lassen,“ flüsterte Belle, „der Schlossherr, der sie verführen will.“

„Hui Deibel, sieht der ellich aus!“ sagte Lasse und spie aus. „Dagegen war der Steengarder Bauer doch ein reines Kind Gottes!“ Belle bedeutete ihm zu schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

2)

Der Vater.

Von C. Viebig.

(Nachdruck verboten.)

Mit mächtigem Armschwunge mähte der Toni; trotz seines ein wenig gebeugten Rückens ragte er hoch über den Lehren — sie fielen in diesen Schwaden. Und nicht müde wurde er, immer mehr wurden der Schwaden, immer mehr. Der Josef sollte raffen, aber es ging dem Mäher nie schnell genug. Der Bursche war lässig; Schweiß rann ihm wohl übers bräunliche Gesicht, aber er schaffte doch nichts. Das machte, er war nicht bei der Arbeit, wie man dabei sein muß; bald schielte er nach den Mädchen, die, in kurzen Röcken, die Baden nach, drüben verlorene Lehren auflassen; bald horchte er auf die Wachtel, die fern, wo der Feldrand an kühnenden Wald anstößt, vertraulich lodte.

„Träum net! Faulenz net! Boran gemaach!“ Der Toni brumnte. Sein Blick ruhte, wie vordem auf dem Kind, jetzt auf dem Burschen, und doch nicht mehr ganz so. Eine leise Beunruhigung mischte sich mit hinein: „Würde aus dem Josef auch was Tüchtiges werden?“

Daß der Josef nicht zur Landarbeit taugte, sah der Gemeinderat ein. Es war schade, es wäre das Bequemste gewesen; aber man konnte den jungen Menschen ja auch ein Handwerk lernen lassen.

So kam der Scheidweiler Josef nach Oßlingen zum Schwied; da sollte er den Tieren, die beschlagen wurden, die Hufe halten und den Blasbalg bedienen, der das Feuer ansachte. Aber bald war er wieder zurück; er heulte laut: „Dän Raaster haot mech geschlaon — au weh, au weh! Ech giehn net mieh daor, nä, ech giehn net mieh, hiewer stätwen ech uf der Stell!“

Es war aber auch eine Frechheit von dem Oßlinger, den Jungen so auf das Ohr zu hauen, daß er jetzt noch nicht wieder darauf hören konnte — so ein Grobian!

Man tat den Josef nun nach Hontheim in die Lehre, aber junges Blut braucht langen Sohlaf, und beim Hontheimer hieß es schon morgens heraus vor Hahnenkrah. Auch von dort kam der Josef wieder zurück.

Er kam noch an manchen Ort in der Runde und kam wieder zurück, und mit der Zeit wurde es den Scheidweilern klar, daß das immer noch nicht das Richtige war für den Josef. Sie schüttelten freilich die Köpfe und waren verdrießlich; was hatte man doch für eine Wirtschaft mit dem Burschen! — Aber was half's, man mußte eben so lange probieren, bis man das rechte traf.

Den Josef suchte das alles nicht an — machten sie sehen, was sie machten, sie würden schon für ihn sorgen! Die Hände in den Hosentaschen, die lachende Unbesümmtheit der Jugend auf dem runden Gesicht, schlenderte er wieder durchs Dorf. Und mancher sah in ihm die eigenen neunzehn Jahre.

Je mehr der Josef sich ausbucht, desto mehr kam er dem Bruder vom Ortsvorsteher, dem Valthasar Deines, gleich. Oder schlug er mehr nach den zwei Brüdern, die der Niklas, der Bauer auf Müden, zu, auf seinem Hofe sitzen hatte? Schwarze Augen hatte er wie des Wäilers Bruder unten vom Sammetbach, aber auch in das Geschlecht des Frauenhofbauers sah er hinein. Man war sich nicht einig, wem er am meisten glich; sie waren sich eben alle untereinander ähnlich.

Der Josef sollte nun zum Militär. Mit Freuden wurde dieser Ausweg begrüßt. Das konnte ja ein Glück für ihn werden: die stramme Zucht, das Aushaltenmüssen. Und wenn er sich gut schickte, konnte er ja Unteroffizier werden und blieb dann dabei und konnte es zu Gott weiß was bringen! Die Scheidweiler wußten es selber nicht, daß es ihnen wie eine Last vom Herzen fiel, wenn sie dachten, er käme nicht wieder.

Es war der letzte Tag vorm Rekruteneintritt; am Abend hatten sie sich zu sammeln an der drei Stunden entfernten Station der Eisenbahn. Heut stolzierten sie aber nicht so lustig einher, wie am Tage der Aushebung, da sie mit bunten Bändern an Stock und Gut und mit Sträußchen im Knopfloch geschmückt waren. Heute trugen sie's Bündel am Stecken über die Schulter, das Segeltuchlöcherchen in der Hand. Sie hatten zwar tüchtig getrunken, aber sie sangen nicht mehr laut. Es kam manchem härter an als er gedacht, Vater und Mutter zu verlassen und Mädchen und Heimatsort.

Dem Josef kam es nicht so hart an, sein Herz hing an niemand. Der Koldes vom Kammererhof hatte ihn zwar noch traktiert im Wirtshaus; sie hatten ihn alle traktiert, der Hannes, der Peter, der Michel, der Hubert, der Deines, die Müdenener Brüder, die vom Frauenhofer und noch andere. Sie hatten ihm alle zugezogen, ihn hochleben lassen, hatten ihm auf die Schulter geschlagen, auf den Rücken geklopft und ihm noch heimlich was in die Hand gedrückt. Der einen Taler und der einen Taler, dieser ein Fünfmartstück, jener ein Fünfmartstück, der eine ein Zweimartstück, der andere nur eine Mark, je nach Vermögen. Und der Michel hatte ihm zudem noch ein Kartenspiel von sich verehrt, das immer Glück brachte, denn der Kreuzbube hatte einen Daumenabdruck auf seiner Rechseite, alle hohen Karten ein feines Abzeichen, nur für den kenntlich, der eingeweiht war. Auch der Peter hatte den Josef beiseite gezogen und ihm ein Büchlein geschenkt: „Sprüchelein und Gebete in allen Lebenslagen“; darin sollte er fleißig lesen, morgens und abends und auch noch tagsüber, dann konnte nichts Uebles ihm widerfahren. Der Peter war sehr gerührt.

Sie waren alle gerührt, denn sie hatten fleißig gezech. Sie umarmten ihn und entließen ihn in das ferne Leben mit vielen Segenswünschen.

Der Weg ging talab. Josef war den anderen voraus, denn die schleppten wie schweres Gepäck den Abschied mit sich, sein Bündel aber war leicht. Er konnte es zudem kaum erwarten, zu den Soldaten in das lustige Leben zu kommen. Er klapperte mit den geschenkten Geldern und pffiff und sang, daß die Wände des Hohlwegs im Echo hallten. Da sah er an einer Wegbiegung Kammerers Toni sitzen.

Der sah auf einem abgestürzten Stück Kallgestein am Straßenrand, hatte die Füße im Herbstlaub stehen, beide Hände um den Knopf seines Stodes gelegt und das Kinn drauf gestützt. Seine Mütze und das rotbunte Sacktuch lagen im Gras. Er hatte nicht Acht, daß ein Schlanglein sich dicht dabei aufgerollt hatte, unverwandt lehnte er sein Gesicht dem Kommenden zu. Als der Josef an ihm vorbei wollte mit kurzem Gruß, stand der Toni auf und sagte langsam, so langsam, als holpere jedes Wort wie der Fuß über Felsgeröll: „Ech wollten der auch noch ebbes zum Abschied saon!“

„Duh sein ech net neugierig!“ Der Bursche lachte auf. Was machte der Toni denn für ein Gesicht, halb freundlich, halb sauer? „Adjes,“ sagte er ungeduldig, streckte nur rasch dem andern die Hand noch hin. Da fühlte er sie umschlossen wie von Eisenklammern.

Des Toni Finger, von Arbeit hart, hielten fest; ihr Drud tat weh.

„Kreizknippchen!“ Der Bursche riß rasch seine Hand heraus.

„Adjes, adjes!“

Er wollte davon, doch der andere ließ ihn nicht gehen, hielt ihn jetzt bei der Schulter, so fest, daß des Josef Straß nicht loswinden konnte, und sah dem jungen Menschen starr ins Gesicht mit einem spähenden Fragen, einer bangenden Unruhe.

War der verrückt? Oder betrunken? „Laoh! mech doch los!“

Da loderte sich der feste Griff. Der Toni trat einen Schritt zurück, in seinem Leder Gesicht arbeitete es, er machte den Mund auf, schloß ihn wieder und tat ihn doch wieder auf.

„Zum Kodud, wat wollt Ihr dann?“

„Reiß!“

Der Bursche fing an unbändig zu lachen, obgleich er fast ärgerlich war. Nichts wollte der?! Und darum sah der hier weit draußen am Weg und ließ ihn nicht weiter? Nun aber schnell! Immer noch lachend setzte sich Josef in Trab.

Da schrie der Toni Kammerer hinter ihm drein wie in wachsender Angst: „Mleiw brav, Jong! Mleiw noren brav!“

Nun war der Josef schon eine lange Weile beim Militär. Die zu Scheidweiler warteten immer, daß er schreiben würde: „Ich bin Gefreiter geworden.“ Sie wunderten sich, daß ers nicht schrieb. Er hatte doch oft genug geschrieben; sie hatten alle ein Briefchen aufzuweisen.

Das erste hatte der Hannes bekommen und war nicht wenig stolz: wie schön der Josef schreiben konnte! Er tat sich groß damit und schickte in seiner Freude dem Jungen gleich etwas, um sich ein Extra anzutun. Denn daß er die schlechte Kost gar nicht vertragen könne und schon drei Tage im Lazarett habe liegen müssen, schrieb der Josef.

Den zweiten Brief bekam Michel, aber er zeigte ihn nicht, denn der Josef schrieb, daß er Malheur mit den Karten gehabt hätte, die der Michel ihm mitgegeben, und machte ihm Vorwürfe darüber. Da schickte der Michel auch rasch was nach Köln.

In jedem weiteren Brief, der in Scheidweiler einlief, standen weitere Klagen; es war erstaunlich, wie oft der Josef krank war — wer hätte gedacht, daß er so schwach wäre! Und war er nicht krank, so hatte er sonst irgendein Pech. Und wollte er nicht zu sehr von den Kameraden gehänselt werden, so mußte er, was von Hause, verteilen unter die auf der Stube, und der Unteroffizier peinigte ihn bis aufs Blut, wenn er nicht ab und zu seiner Frau ein Präsenz machte von Wurst und Speck.

Es war ein Glück, daß gerade jetzt die Zeit des Schweine-schlachtens zu Scheidweiler war. Sie schickten ihm alle etwas. Man konnte den armen Teufel, der so anhänglich schrieb, daß man ein ganz seltsames Gefühl im Herzen dabei verspürte, doch nicht im Stich lassen! Aber man zeigte die Briefe nicht mehr, jeder behielt seinen Brief für sich. Und damit die anderen nicht merkten, was man dem Josef schickte, rammte jeder Gott weiß wie weit auf die Post; der Michel nach Dillingen, der Hannes nach Hont-heim, dieser nach Hasborn, jener nach Wispelt. Die beiden Brüder vom Müdlener liefen sogar bis hinab nach Bad Bertrich.

Ein goldener Herbsttag war es, an dem der Scheidweiler Josef vom Militär wieder heimkehrte. Die Scheidweiler hatten es sich eigentlich anders gedacht, aber nun er einmal wieder da war, konnte man ihm den Willkommen doch nicht verjagen. Er hatte ja auch nichts Unrechtes getan. Denn was ein paar Dursche aus der Nachbarschaft, die zu gleicher Zeit mit ihm gedient hatten, in Umlauf setzten, daß er im Arrest gefesselt hätte mehr als einmal, daß er ein schlapper Soldat gewesen sei, das war frech gelogen. Freilich, Unteroffizier war er nicht geworden; nicht einmal die Knöpfe hatte er bekommen! Sie sahen ihn doch an mit leisem Mißtrauen.

Aber das Mißtrauen wurde schnell wieder zum Wohlgefallen, als der Heimgekehrte sich jeden seiner Gönner beiseite nahm: „Jesse, wat sein ech esu froh, dat ech Eich widder zu sehen krieh! On esu wohl seht Ihr aus, net e bische gealdert! Oh, wat han ech esu oftmal an Eich gedacht!“

Wie er einen anlachen konnte! Ja, und solch ein bewegliches Mundwerk hatte seine Mutter auch gehabt. Ach, und die konnte betulich sein und so lieb schmeicheln! Das hübsche Bild der schwarzen Anna stieg lebendig wieder herauf — die samtischwarzen Augen blickten zutraulich led —, wer konnte da Vorwürfe machen?! Der Josef gab es auch zu, er hatte sich nicht sonderlich geführt beim Militär, das Erzgerieren war ihm verdammt sauer gefallen, und dann das Maulhalten. Aber wie schwer hatte er auch gehabt, gerade zu ihm waren sie immer niederträchtig gewesen. Freilich, das wußte man ja, ein Kujonieren wars ohnegleichen!

An diesem ersten Abend bekranken sie sich, bekranken sich mit dem Josef zusammen. Als sie am andern Tag aus dem Worts-tausch erwachten, der Mittag wieder da war, der Willkomm vorbei, da hätten sie freilich gern anders gesprochen, aber nun wars zu spät. Wie ein froh Empfangener, wie ein Gerngesehener stolzierte bereits der Josef durchs Dorf.

Guter Laune war er. Die Mädchen, die an den Haustüren standen, ihm neugierig nachguckten, hielten sich lichernd die Schürze vors Gesicht — ein dreistes Liebeswort rief er ihnen zu. Das war nun einmal nicht anders beim Militär, bei den Soldaten lernen sie so etwas! Es kibelte sie heimlich; da war auch nicht eine, die ihm seinen Zuruf übelgenommen hätte. Hübsch jah der Josef aus, hübsch, und ein Mann war er geworden!

(Fortsetzung folgt.)

Die Naturanschauungen des Mittelalters.^{*)}

Würde der Satz $2 \times 2 = 4$ irgendwelchen Interessen der Menschen widersprechen, er würde dann auch nicht für wahr gehalten, — der Philosoph, der dieses Wort prägte, hatte unstreitig einen guten Witz für die Abhängigkeiten, in denen sich die ideelle Gedankenwelt von der Welt der materiellen Bedürfnisse befindet. Diese Abhängigkeiten, die wenn auch nicht gottgegeben, so doch recht fühlbar sind, muß man stets im Auge behalten, will man die Verirrungen und Seitensprünge des menschlichen Geistes, an denen die Kulturgeschichte so überreich ist, auch begreifen und nicht nur

^{*)} Nach A. D. White; Geschichte der Fehde zwischen Wissenschaft und Theologie in der Christenheit, 2 Bände, Leipzig, Th. Thomas Verlag.

mit dem stolzen Bewußtsein seiner eigenen Unfehlbarkeit von der Kanzel herab verurteilen. Zu einer solchen Ueberhebung haben wir wirklich keinen Anlaß. Denn die Verirrungen, die in der bürgerlichen Sozialwissenschaft von heute gang und gäbe sind, gleichen in ihrer Lächerlichkeit bis aufs Haar denjenigen, die im Mittelalter auf dem Gebiete der Naturwissenschaft begangen wurden. Und wenn wir jetzt die Naturanschauungen des Mittelalters vor uns wolleu Reue passieren lassen, so werden wir doch dabei keineswegs vergessen, daß aus ihnen nicht nur die Unfertigkeit des damaligen Wissens, sondern auch der Geist der Kasten- und Klassenherrschaft spricht.

Obgleich das mehrere Jahrhunderte währende Mittelalter recht verschiedene Kulturstufen umfaßt, so haben sie doch alle den gemeinsamen Zug, daß ihre Geisteskultur vorwiegend eine Kirchenkultur gewesen ist. Die kirchlichen Lehren assimilierten die noch lebendigen Reste der heidnischen Volksanschauungen und machten sich auch die Lehren der heidnischen Denker zunutze. Das auf diese Weise entstandene Ideengemisch erlangte, trotz mancher Umformungen, eine solche Tätigkeit, daß seine Reste sogar bis in die neuere Zeit hineinragen. Besonders gilt das von der allgemeinen Weltanschauung, von den Vorstellungen über das Werden und Vergehen der sichtbaren Welt. Hier hatte man in der chaldäo-babylonischen Schöpfungsgeschichte, wie sie in dem ersten Buche Moses niedergelegt ist, eine fertige Weltklärung, die um so leichter ins allgemeine Bewußtsein übergehen konnte, als sie im wesentlichen mit dem entsprechenden Ideentreife der altgermanischen, altskandinavischen usw. Mythologie übereinstimmte. Die Arbeit des mittelalterlichen Denkens ging in diesem Punkte dahin, die etwaigen Unklarheiten aufzuhellen und die allgemeinen Sätze ins einzelne auszuspinnen, und da dies alles auf dem Wege der spitzfindigsten Spekulation geschah, so förderte diese Arbeit recht wunderliche Dinge zutage. Man quälte sich z. B. mit der Frage, wann eigentlich die Welt von Gott erschaffen worden ist, und beantwortete sie schließlich dahin, daß „der Mensch von der Dreieinigkeit erschaffen wurde am 23. Oktober 4004 v. Chr., um 9 Uhr morgens“. Viel gelehrten Streit gab es auch um die Frage, wer von den drei Personen der Gottheit der eigentliche Schöpfer sei; man diskutierte leidenschaftlich über die Zeitdauer der Schöpfung, den dazu verwendeten Stoff usw.

Das abgerundete Bild der mittelalterlichen Vorstellungen vom Weltgebäude gibt uns die „Summa Theologica“ von Thomas von Aquino (die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts). Hier schwebt die Erde wie eine Kugel mitten im Weltall; durchsichtige Sphären umkreisen sie, von Engeln um die Erde geschwungen. Im zehnten Himmel, in einem Lichte, in das niemand dringen kann, sitzt der dreieinige Gott auf dem Thron, und die Sphärenmuß dringt, wie sich alles bewegt, zu ihm hinauf. Das ganze Weltgebäude wird von den Engeln bewegt, versorgt und verwaltet. Diese Engel bilden eine wohlgeordnete Hierarchie, die lebhaft an die Ständehierarchie der mittelalterlichen Gesellschaft erinnert. Unter der Erde ist die Hölle. Ihre Verwaltung liegt in den Händen der von Gott abgefallenen Engel. Diese aufrührerischen Engel schaffen den guten Engeln mancherlei Leid, sie bringen Blise, Sturm, Dürre und Hagel, wieder andere plagen die irdische Gesellschaft und verführen die Menschen zur Sünde.

Wenn wir in diesem System die richtige pythagoräische Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde antreffen, so war sie doch wiederum mit den abenteuerlichsten geographischen Ansichten verbunden. „Wie das Herz mitten im Körper, so liegt Jerusalem inmitten der bewohnten Erde, und so kam es, daß Christus auf dem Mittelpunkt der Erde gekreuzigt wurde“, lehrt im 13. Jahrhundert ein vielgelesener kirchlicher Schriftsteller. Daß mit einer solchen Vorstellung die Lehre von den Antipoden nicht vereinbar ist, ist selbstverständlich. Sie wurde auch das ganze Mittelalter hindurch als lehrerisch, naturwidrig, unbillig, der Schrift zuwiderlaufend verworfen und verpönt. „Den Aposteln ward befohlen, in alle Welt zu gehen und jeglichem Geschöpf die frohe Botschaft zu künden. Sie gingen aber nicht zu irgendeinem Antipoden-Weltteile und predigten da zu keinem Geschöpfe; also es gibt keine Antipoden“, — diese Schlussfolgerung wurde von der Kirche noch zur Zeit des Kolumbus aufgestellt.

Die Verquickung der kirchlichen Lehren mit dem Grundsatz der Aristotelischen Naturlehre, daß die Natur nichts ohne Zweck tue, hat die seltsamsten Blüten auf dem Gebiete der Biologie gezeitigt. Einerseits suchte man die damals bekannten Tatsachen mit der biblischen Schöpfungsgeschichte in Einklang zu bringen, andererseits aber alle Eigenschaften der Tiere als zweckvoll und den menschlichen Interessen dienend darzustellen. Und wenn die Tatsachen nicht gehorchen wollten, desto schlimmer war es für sie: sie wurden umgeformt oder durch Phantasieereien ersetzt. Wie viel Mühe machte z. B. die Frage, warum ein gütiger Gott Tiger und Schlangen, Dornen und Disteln erschaffen hatte. Peter Lombard, der große Gelehrte des 12. Jahrhunderts, gibt darauf folgende Auskunft: „nichts Erschaffenes würde dem Menschen geschadet haben, hätte es nicht gesündigt; es wurde schadenbringend, um das Laster zu sündigen und zu strafen und die Tugend zu versuchen und zu erhöhen“. Wie man überhaupt Wissenschaft und Bibel vereinigte, zeigt ein Beispiel aus dem „Physiologus“ (dem großen naturwissenschaftlichen Lehrbuch des Mittelalters) über die Stelle im Buch Hiob, die vom alten Löwen spricht, der aus Weitemangel stirbt. Weit entfernt von dem Versuche, ein ungewöhnliches hebräisches Wort zu erklären, geriet man auf einen sonderbaren Irrtum und

Legte sich eine Geschichte vom Ameisen-Löwen zurecht, die den bei Hiob erwähnten Löwen so erklären möchte: „Sein Vater hatte nämlich Löwengestalt, seine Mutter die einer Ameise. Der Vater lebte von Fleisch, die Mutter von Kräutern. Diese beiden zeugten den Ameisenlöwen, ein Gemisch von beiden und zu einem Teile beiden ähnlich, denn sein Vordertheil glich dem eines Löwen und sein Hintertheil dem einer Ameise. So zusammengestellt war er weder fähig Fleisch zu fressen wie sein Vater, noch Kräuter wie seine Mutter und darum starb er.“ Den Gipfel dieser Erklärungskunst bildet das große Werk des englischen Franziskanermönches Bartholomäus über „Die Eigenheiten der Dinge“, das Mitte des 13. Jahrhunderts erschien. Hier findet sich u. a. folgende rührende Erzählung: „Wenn das Krokodil einen Menschen am Rand des Wassers findet, erschlägt es ihn, weint über ihn und verschlingt ihn.“ Vom Drachen erzählt der gute Mönch: „Der Drache ist die allergrößte Schlange, oft erhebt er sich aus seiner Höhle und steigt in die Lüfte auf, und die Luft macht er erbrausen und auch die See schwillt auf gegen sein Gift. . . Zwischen Elefanten und Drachen ist ständiger Krieg, denn der Drache bäumt sich mit seinem Schwanz gegen den Elefanten auf und der Elefant wirft mit seiner Nase den Drachen nieder. . . Der Grund, weshalb der Drache nach seinem Blute trachtet, ist dessen Kälte, womit der Drache sich kühlen möchte.“ Recht fromm ist die folgende Mär: „Die Löwin gebiert Junge, die drei Tage ohne Leben bleiben. Dann kommt der Löwe, bläst über sie und bringt sie so zum Leben. . . Ebenso war Jesus Christus drei Tage lang ohne Leben, aber Gott Vater ließ ihn ruhmvoll auferstehen.“ Nachdem wir dies wissen, können wir schon in aller Gemütsruhe die Mittheilungen anderer Gelehrten vernehmen, daß die Ameisen in Aethiopien Hörner haben und so groß wie die Hunde werden, daß die Adler so hoch fliegen, bis ihre Flügel von der Sonne versengt werden, daß gewisse Vögel aus Bäumen herauswachsen und dergleichen mehr.

Auf dem Gebiete der unbelebten Natur stand es nicht viel besser. Hier waren es vornehmlich Himmelserscheinungen, die den Centralpunkt des Interesses bildeten. Bezeichnend für die Art der herrschenden Geistesströmung ist die Erklärung, die für den in den Psalmen vorkommenden Ausdruck „Pfeile des Blüthes“ gegeben wurde. „Diese sind aus dem trockenen Dunst geschmiedet, der sich von der Erde erhebt, und entzündet sich an der Hitze der oberen Luft, die dann, wenn sie mit einer sich gerade in Regen verwandelnden Wolke in Berührung kommt, gleich Mehl zu einem Teig zusammenballt. Da sie aber zu heiß sind, um rasch zu verlöschen, schärfen sich die Stücke nur am unteren Rande und werden so zu flammenden Pfeilen, die alles, was sie berühren, zerspalten und verbrennen.“ Wie die Kometen bewertet wurden, kann man in der Schrift unseres Genossen Diederich, die anlässlich des Halleyschen Kometen im vorigen Jahre erschienen ist, nachlesen.

Der Raummangel verbietet uns, auf solche Leistungen der mittelalterlichen Naturwissenschaft, wie Alchimie, Magie usw. näher einzugehen. Wer für die Sache ein besonderes Interesse hat, wird schon die Schrift von White selbst zur Hand nehmen müssen.

Die mittelalterliche Natur- und Weltanschauung brach in sich mit dem Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaft zusammen. Aber ihre Reste verammeln noch heute unsern Weg. Und jetzt ist es die Arbeiterklasse allein, die sie zu entfernen strebt: das Bürgerthum will die Religion dem Volke erhalten. Desto wichtiger ist es für uns, genau zu wissen, in welchem Zustande geistiger Umnachtung sich die Menschheit befand, als die Kirche sie noch in ihren Wänden hielt.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Der Einfluß der Temperatur auf die Färbung von Schmetterlingen. Seit langer Zeit schon ist den Naturforschern bekannt, daß es bei einigen Schmetterlingsarten entsprechend den Jahreszeiten, in denen sich ihre Raupe verpuppte, zwei in bezug auf Färbung und Zeichnung verschiedene Formen gibt. Die im Sommer entstandenen Formen sind nämlich anders gefärbt als die derselben Art, die als Puppe überwintert haben. Man vermutete bald, daß diese als Saisondimorphismus bezeichnete Farbenverschiedenheit durch die verschiedenen Temperaturen, denen die Sommer- und Wintergeneration in ihrer Entwicklung ausgesetzt waren, zustande gekommen sei. Experimente, die man seit Jahrzehnten nach dieser Richtung hin angestellt hat, zeigen nun, daß diese Vermutung richtig war.

Die ersten experimentellen Untersuchungen über den Einfluß der Temperatur auf die Färbung von Schmetterlingen wurden 1864 von Dorfmeister und 1875 von Weismann angestellt. Der Letztere benutzte für seine Versuche die Puppen eines Edelfalters (Vanessa) des sogen. Landfärtchens. Bewahrte er z. B. Puppen dieses Schmetterlings, die sich im Sommer entwickelt hatten, aus denen also die sogen. Sommerform hätte entstehen müssen, in Räumen mit niedriger Temperatur auf, so entstand entweder die Winterform (Vanessa) oder ein Übergangstypus von der Sommer- zur Winterform. In neuester Zeit haben nun einige deutsche und englische Gelehrte äußerst zahlreiche und recht ein-

gehende Experimente nach dieser Richtung hin unternommen. Benutzt wurden zu diesen Versuchen meist Schmetterlinge, deren Sommerform sich nicht nur in der Farbe, sondern oft auch in der Größe und Gestalt der Flügel von der Winterform unterschied. Man fand hierbei, daß unter Einwirkung niederer Temperaturen auf die betr. Puppen die Sommerform sich in eine Winterform und im umgekehrten Falle unter Einwirkung höherer Temperaturen die Winterform in eine Sommerform nach Farbe, Größe und Gestalt der Flügel umwandeln ließ. Ja, man konnte weiterhin feststellen, daß durch Einwirkung von Kälte auf die Puppen von Schmetterlings-Varietäten, wie sie in unserer Zone vorkommen, sich Abarten künstlich erzeugen ließen, wie sie den von uns aus nördlicher gelegenen Ländern eigentümlich sind und daß durch Wärme-einwirkung Varietäten derselben Art wie sie in südlicher von uns gelegenen Ländern vorkommen, künstlich gezüchtet werden konnten. Man konstatierte damit zugleich, daß diese nördlichen und südlichen Abarten also tatsächlich durch die Temperaturverschiedenheit, unter der sie zur Entwicklung kommen, hervorgerufen werden. Einwirkung von Temperaturen, die sehr viel höher oder tiefer lagen, als die bei uns herrschende Durchschnittstemperatur, brachte Formen hervor, die bei uns gar nicht oder nur ganz selten zu finden sind.

Versuche, die Prof. Standfuß mit Puppen des Distelfalters angestellt hatte, zeigten, daß im allgemeinen Wärme den Schmetterling heller, Kälte hingegen ihn dunkler färbt, und gleiche Versuche, die mit anderen Schmetterlingsarten angestellt sind, bestätigen das. Nur das obengenannte Landfärtchen macht davon eine Ausnahme. Bei ihm ist die Wintervarietät dunkler gefärbt als die Sommerform. Die Ursachen dieser Abweichung kennt man noch nicht.

Auffällig ist noch die von Fischer festgestellte Tatsache, daß durch Einwirkenlassen von extremer Wärme und extremer Kälte die gleichen Abweichungsformen erzeugt werden. Man erklärt sich diese beinahe verwirrend wirkende Tatsache damit, daß durch extreme Temperaturen die Stoffe, an die die Farbenänderung gebunden ist, die sogenannte Proteide, gleichermäßen zum Gerinnen gebracht werden.

M. S. L.

Aus dem Pflanzenleben.

Vergrünte Blumen. In meinem Garten zeigen sie Maßliebchen (Gänseblümchen, Bellis) dieses Jahr eine auffällige Menge grün gewordener Blumen. Diese Blütengebilde, die statt der herrlichen rosa-weißen Farbentönung ein schmutziges Gelbgrün aufweisen, werden dadurch noch „interessanter“, wenn auch nicht schöner, daß sie zum Teil von der sonst üblichen regelmäßigen Form abweichen und sich in mannigfacher Gestalt darbieten.

Das Grün ist im allgemeinen bei den Blumen eine seltene Farbe. Wohl gibt es verschiedene grünblühende Pflanzen, allein diese treten doch gegenüber der großen Anzahl anders gefärbter Blumen in den Hintergrund. Weil eben das Grün bei den Blumen so selten ist, darum ist es umso auffälliger, wenn Blumen, die wir sonst in irgend welcher anderen Farbe kennen, uns plötzlich in grüner Färbung entgegenreten. Solche vergrünten Blumen müssen, da sie von den normalen abweichen, als Fehlbildungen angesehen werden.

Bei meinen Maßliebchen zeigen die vollkommenen Blumen außer in der Farbe keinerlei Abweichung von den normalen Blumen. Bei andern sind die sonst handartig breiten Strahlenblüten, die das ganze Köpfchen ausmachen, verschmälert, gedreht, oder gar röhrenförmig geworden. Manche geben in der Form das spatelige Laubblatt verkleinert wieder. Wieder andere Blütenknospe sind ganz monströs geformt. Selten ist nur noch etwas von der ursprünglichen normalen Farbe in der Blume zu finden. Dagegen treten an manchen Pflanzen normale neben vergrünten Blumen auf, während andere Pflanzen nur vergrünte Blumen tragen.

Die Ursachen solcher Vergrünungen und der Nebenerscheinungen sind noch nicht voll erforscht. Aber so viel dürfte sicher sein, daß neben äußeren Einflüssen auch innere Veranlagung dabei eine Rolle spielt. Daß übermäßige Zufuhr von Feuchtigkeit und Nahrung bei den Pflanzen leicht zur Vergrünung von Blumen führen kann, dafür finden sich mancherlei Belege. So zeigt sich beispielsweise die grüne Farbe beim weißen Alee um so häufiger, je nahrhafter und feuchter der Standort der Pflanze ist. Besonders stark ist die Vergrünung oft dort, wo die Exkremente weidender Kühe dem Boden eine reiche Düngung zuführen. Auch der Umstand, daß die Blütenknospen bei Azaleen, Kamellien und Alpenrosen beispielsweise dann leicht durchwachsen, d. h. sich zu Laubtrieben umbilden, wenn in der kritischen Zeit der Boden mehr feucht als trocken ist, mag bei Betrachtung der Ursachen der Vergrünung herangezogen werden. Dem Pflanzenkörper wohnt neben der Fähigkeit vegetativer Vermehrung die Anlage zur geschlechtlichen Fortpflanzung inne. Nun ist Erfahrungssache, daß reichliche Nahrungszufuhr das vegetative Wachstum fördert, aber das geschlechtliche hemmt. Da liegt es nahe anzunehmen, daß die gleiche Ursache zur Vergrünung und Umbildung der Blume in Blattgebilde führt, dienen doch die grünen Laubblätter dem vegetativen Fortkommen. Die erwähnten vergrünten Maßliebchen haben auch einen feuchten Standort in nahrhaftem Boden.

Aber mit solch äußeren Einflüssen ist das Vergrünen nicht ganz erklärt. Das Problem der Vergrünung harret noch der Lösung.

h. h.